

L: Gen 17, 1a.3-9

Ev: Joh 8, 51-59

DAS LICHT LEUCHTET IN DER FINSTERNIS

An sich bin ich kein großer Fachmann für Musiktheorie, aber ich weiß zumindest, dass bei einer Symphonie zunächst eine Grundmelodie ertönt, das Hauptthema des Werkes, welches dann in vielen Varianten entfaltet wird. Immer wieder aber hört man das Thema heraus, auch wenn es mit unterschiedlichen Instrumenten gespielt wird. Genauso ist das auch beim Johannesevangelium. Das Hauptthema wird uns im sogenannten Prolog präsentiert, den wir in der Weihnachtszeit mehrfach im Rahmen der Liturgie hören: „Im Anfang war das Wort ... usw.“ und dann heißt es: „Das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht erfasst... Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf.“

In den Ausschnitten aus dem Johannesevangelium, die wir in den letzten Tagen gehört haben und die uns den Konflikt zwischen Jesus und den Frommen seiner Zeit vor Augen (und Ohren) führen, ist dieses Thema immer wieder angeklungen. Genauso wie heute. Jesus offenbart sich, sagt etwas über seine Sendung und verknüpft diese mit der Verheißung ewigen Lebens. Aber seine Zuhörer sind nur empört, streiten mit Jesus und immer wieder – so wie heute – wollen sie Jesus sogar zum Schweigen bringen. Anstatt diese Botschaft des Lebens mit Freude aufzunehmen, heben die Leute Steine auf, um sie auf Jesus zu werfen. Der, der sich eigentlich offenbaren und damit auch sich schenken möchte, muss sich verbergen und sich dem Zugriff der Leute entziehen. Die Seinen nahmen ihn nicht auf, sie bekommen ihn auch nicht zu fassen.

Wir hören diese Texte in der unmittelbaren Vorbereitung auf die Karwoche, weil dieser Konflikt ja letztlich in der Kreuzigung Jesu seinen Höhepunkt gefunden hat. Aber ich denke, wir sollen diese Texte nicht bloß als Erinnerung an das verstehen, was damals vor 2000 Jahren passiert ist. Vielmehr sind sie eine fortwährende Anregung, darüber nachzudenken, warum jene, die doch den Messias so sehr herbeigesehnt haben, ihn nicht erkannt und nicht aufgenommen haben, als er schließlich vor ihnen stand.

Wieder und wieder komme ich auf den entscheidenden Grund zu sprechen: Das religiöse Vorwissen hat gerade die frommen Leute daran gehindert, Jesus unbefangen und offen zu begegnen. Auch in den anderen Evangelien seufzt Jesus über den Unglauben seiner Landsleute und hebt hervor, wie leicht Gott unter Heiden Wunder tun konnte, wie z.B. am Syrer Naaman und an der Witwe von Sarepta. Ich denke, wir dürfen die Zeitgenossen Jesu nicht verurteilen. Sie hatten es schwerer als die Heiden, schwerer auch als Abraham.

Wir müssen uns in die Leute versetzen, die Jesus reden hören. Jesus sagt: „Noch ehe Abraham wurde, bin ich.“ Da müsste man doch gleich einwenden, dass dieser Satz grammatisch falsch ist. Es müsste z.B. heißen: Noch ehe Abraham wurde, war ich schon lange da. Das wäre zwar grammatisch richtig, aber es wäre theologisch falsch. Man kann die Ewigkeit Gottes eben nicht mit den Begriffen unserer Grammatik einfangen. Man kann diese überhaupt nicht mit den Mitteln unserer Grammatik beschreiben. Das ewige Wort sprengt unsere zeitlichen Worte und unsere zeitgebundene Rede. Gott ist unendlich viel größer, als unsere Sprache es fassen kann. Darum sind die Zeitgenossen Jesu so empört über dessen Rede, weil ihnen das nicht bewusst war. Alles, was Jesus sagt, passt mit dem nicht zusammen, was ihnen ihr Glaube zu glauben vorgeschrieben hat und wie sie die Sätze der heiligen Schriften zu verstehen gelernt haben.

Darum habe ich gesagt, dass Abraham es noch leichter hatte. Gott hat ihn herausgerufen aus seinem Land und mit ihm, dem zeitlichen Abraham einen ewigen Bund geschlossen. Stellen wir uns ruhig auch bildlich vor, wie Abraham in der einsamen Gegend und der Stille der Wüste Gott begegnet, seine Stimme hört und mit ihm spricht. Der große Vorteil Abrahams: Aller Wahrscheinlichkeit nach konnte er weder lesen noch schreiben. Die Bibel hatte er auf gar keinen Fall und auch keinen Katechismus, der ihm vorgeschrieben hätte, was er über Gott denken darf und was nicht.

Das sollten wir immer bedenken, wenn wir mit den scheinbar so festgefügtten Glaubenssätzen zu tun haben, die vorschreiben, was zu glauben ist und was nicht. Diese Sätze, die in der Bibel stehen und auch alles, was in den Katechismen steht, sind Krücken, vorläufige Sätze, die nie den lebendigen Dialog ersetzen können. Sonst werden diese Sätze zu Steinen, die man auf den lebendigen Gott wirft, wenn er sich wieder einmal auf ungewöhnliche Weise offenbart (oder man wirft sie auf Gläubige, die die Sätze anders deuten, als man es selbst tut). Wir können Gott aber nicht in Sätze einsperren und nicht mit unserer Grammatik fassen. Wir brauchen diese Sätze als Ausgangspunkt, aber nicht als Endpunkte. Denn der Vater ist immer noch am Werk, hat Jesus gesagt, und auch er ist am Werk. Das Werk ist noch nicht abgeschlossen, solange es noch den Lauf der Zeit gibt. Wir, die Zeitgebundenen, dürfen aber im Bund mit dem sein, der ewig ist. Das heißt, wir alle dürfen uns aus diesem ewigen Bund, der ewigen Liebe Gottes beschenken lassen. Die Frage, die wir dabei immer wieder stellen müssen: Werden wir das Licht aufnehmen, wenn es in unser Leben scheint, oder werden wir zu denen gehören, die ihn nicht aufnehmen, weil unsere fixen Vorstellungen uns daran hindern, ihn zu erkennen, wenn er vor uns steht.

Nun, wer die Sorge hat, dass ihm vielleicht genau das passieren könnte, der sei zum Trost und zur Ermutigung darauf hingewiesen, dass gleich nach der Stelle, die wir jetzt aus dem Johannesevangelium gehört haben, die Heilung des Blindgeborenen berichtet wird. Möge Gott uns diese Offenheit der geistlichen Sinne schenken, dass wir ihm begegnen können wie einst Abraham, um so aus der Kraft jenes Bundes zu leben, der uns schon jetzt Anteil am ewigen Leben gibt.

P. Dr. Clemens Pilar COp